



**Der Hammer**  
Die Zeitung der  
Alten Schmiede  
Nr. 22, 9. 07

## VOM LEBEN OHNE HALT

erzählt **Arno Geiger** in kurzer prägnanter Prosaform. Der Bericht über die zunehmende Demenz seines Vaters gibt ein einzigartiges Zeugnis von einer großen Gabe zur minutiösen Beobachtung, von Geduld und Ratlosigkeit, von literarischer Gestaltungskraft und Sohnesliebe in einem. Einen guten Eindruck der unterschiedlichen Register von Arno Geigers Erzählkunst bietet der soeben erschienene Erzählungsband *Anna nicht vergessen*, aus dem der Autor am 25. September in der Alten Schmiede liest.

Im Ausschnitt des Romans *Biss und Holler* oder *Die Getäuschten* von **Sabine Scholl** zeigt sich das Leben in einer durch Jahrhunderte bewahren Tradition nur scheinbar als gefestigt, die so behauptete Identität kann sich rasch als zerbrechliche Illusion erweisen. Die Vorstellung, mit einer filmischen Dokumentation das Dorfleben der »Siebenbürger Sachsen« auch in seiner Existenz sichern zu können, erscheint so plausibel wie naiv.

Die Romanheldin in *Zwei Leben und ein Tag* von **Anna Mitgutsch** schreibt in Vorahnung ihres baldigen Todes mit rückblickenden Briefen nochmals gegen das Zerbrechen und den Verlust des Familienzusammenhalts an. Billy Budd, den unglücklichen jungen Seemann in der Erzählung des amerikanischen Schriftstellers Herman Melville, sieht sie als literarisches Pendant zu ihrem zutraulichen und arglosen Sohn, dessen Scheitern in einem auf sich selbst gestellten Leben sie befürchtet.

Günther A. Höfler bespricht Anna Mitgutschs komplexen Roman.



Arno Geiger

## Der alte König in seinem Exil

**E**rste Erfahrungen mit Demenz machte ich als Sechsjähriger. Damals hörte mein Großvater auf, mich zu erkennen. Er wohnte im Nachbarhaus unterhalb unseres Hauses, und weil ich seinen Obstgarten als Abkürzung auf dem Weg zur Schule benutzte, warf er mir gelegentlich ein Scheit Holz hinterher – ich hätte in seinen Feldern nichts verloren. Manchmal jedoch freute ihn mein Anblick, er kam auf mich zu und nannte mich Helmut. Aber das war ebenfalls nichts, womit ich etwas anfangen konnte. Der Großvater starb. Ich vergaß diese Erlebnisse – bis die Krankheit bei meinem Vater losging.

In Russland gibt es ein Sprichwort, dass nichts im Leben wiederkehrt außer unseren Fehlern. Im Alter kehren die Fehler ausgeprägter wieder; so heißt es doch. Da mein Vater schon immer einen Hang zum Eigenbrötlerischen hatte, erklärten wir uns seine bald nach der Pensionierung auftretenden Aussetzer damit, dass er jetzt Anstalten machte, jegliches Interesse an seiner Umwelt zu verlieren. Sein Verhalten erschien typisch für ihn. Und so gingen wir ihm etliche Jahre mit Beschwörungen auf die Nerven, er solle sich zusammenreißen. Heute befällt mich ein stiller Zorn über diese Vergeudung von Kräften; denn wir schimpften mit der Person und meinten die Krankheit. »Lass dich bitte nicht so gehen!« sagten wir hundertmal, und mein Vater nahm es hin, stolz und von vornherein nach dem Motto, dass man es am leichtesten hat, wenn man frühzeitig resigniert. Er wollte dem Vergessen nicht trotzen, verwendete nie auch nur die geringfügigsten Gedächtnisstützen, und er war auch keiner von denen, die sich beklagen, jemand mache Knoten in seine Taschentücher. Er leistete sich keinen hartnäckigen Stellungskrieg gegen seinen geistigen Verfall, und er suchte nicht ein einziges Mal das Gespräch darüber, obwohl er – aus heutiger Sicht – spätestens Mitte der neunziger Jahre die Einsicht in den Ernst der Sache besessen haben muss. Wenn er zu einem seiner Kinder gesagt hätte, meine Güte, mein Gehirn setzt sich auf eigene Faust in den Ruhestand, hätten alle besser mit der Situation umgehen können. So jedoch fand ein jahrelanges Katz-und-Maus-Spiel statt, mit meinem Vater als Maus, mit uns als Mäusen und der Krankheit als Katze.

Diese erste, sehr nervenaufreibende, von Unsicherheit und Verunsicherung geprägte Phase liegt hinter uns, und obwohl ich noch immer nicht gerne daran zurückdenke, begreife ich jetzt, dass es einen Unterschied macht, ob man aufgibt oder weiß, dass man geschlagen ist. Mein Vater ging davon aus, dass er geschlagen ist. In der Etappe seines Lebens angelangt, in der seine geistige Kraft galoppierend verging, setzte er auf innere Haltung; etwas, das mangels wirkungsvoller Medikamente auch für die Angehörigen eine praktikable Möglichkeit ist, mit der Sinnlosigkeit dieser Krankheit umzugehen.

Milan Kundera schreibt: Das einzige, was uns angesichts dieser unausweichlichen Niederlage, die man Leben nennt, bleibt, ist der Versuch, es zu verstehen.

Man kann sich Demenz in der mittleren Phase, in der sich mein Vater momentan befindet, ungefähr so vorstellen: Als wäre man aus dem Schlaf gerissen, man weiß nicht, wo man ist, die Dinge kreisen um einen her, Länder, Jahre, Menschen. Man versucht sich zu orientieren, aber es gelingt nicht. Die Dinge kreisen weiter, Tote, Lebende, Erinnerungen,



traumartige Halluzinationen, Satzketzen, die einem nichts sagen – und dieser Zustand ändert sich nicht mehr für den Rest des Tages.

Wenn ich zu Hause bin, was nicht allzu oft vorkommt, da wir die Last der Betreuung auf mehrere Schultern verteilen können, wecke ich meinen Vater gegen neun. Er liegt ganz verdattert unter seiner Decke, ist aber ausreichend daran gewöhnt, dass Menschen, die er nicht erkennt, in sein Schlafzimmer treten, so dass er sich nicht beklagt. »Willst du nicht aufstehen?« frage ich ihn freundlich. Und um ihm ein positives Gefühl zu vermitteln, fahre ich fort: »Was für ein schönes Leben wir haben.« Skeptisch rappelt er sich hoch. »Du vielleicht«, sagt er. Ich reiche ihm seine Socken, er betrachtet die Socken ein Weilchen mit hochgezogenen Augenbrauen und sagt dann: »Wo ist der dritte?« Ich helfe ihm beim Anziehen, damit das Prozedere nicht ewig dauert, er lässt es bereitwillig über sich ergehen. Anschließend schiebe ich ihn hinunter in die Küche, wo er sein Frühstück bekommt. Nach dem Frühstück fordere ich ihn auf, sich rasieren zu gehen. Er sagt augenzwinkernd: »Ich wäre besser zu Hause geblieben. Dich komme ich nicht so schnell wieder besuchen.« Ich zeige ihm den Weg ins Badezimmer. Er singt »Oje-oje, oje-oje ...« und spielt auf Zeitgewinn. »Du sollst dich doch nur rasieren, damit du etwas gleichschaust«, sage ich. Er folgt mir zögernd. »Wenn du dir etwas davon versprichst ...«, murmelt er, blickt in den Spiegel, reibt heftig mit beiden Händen die vom Kopf abstehenden Haare mit dem Effekt, dass die Haare hinterher tatsächlich anliegen. Er schaut sich erneut an, sagt »Fast wie neu«, lächelt und bedankt sich anschließend herzlich. Neuerdings bedankt er sich sehr oft. Vor einigen Tagen sagte er, ohne dass ich den geringsten Zusammenhang hätte herstellen können: »Ich bedanke mich recht herzlich bei dir schon im Voraus.« – Meine Reaktionen auf derartige Eröffnungen fallen mittlerweile immer entgegenkommend aus: »Gern geschehen«, sage ich, oder: »Keine Ursache« oder: »Das tue ich doch gern.« Denn erfahrungsgemäß sind bestätigende Antworten, die meinem Vater das Gefühl geben, alles sei in Ordnung, sehr viel besser als das Nachfragen von früher, das ihn nur beschämte und verunsicherte; niemand gibt gerne Antworten auf Fragen, die ihn, wenn er sie überhaupt begreift, nur zur Einsicht in seine Defizite bringen wollen.

Am Anfang waren diese Anpassungsmaßnahmen schmerzhaft und kräftezehrend. Weil man als Kind seine Eltern für stark hält und glaubt, dass sie den Zumutungen des Lebens standhaft entgegengetreten, sieht



man ihnen ihre Schwächen, wenn sie sichtbar werden, sehr viel schwerer nach als anderen Menschen. Doch mittlerweile habe ich in die neue Rolle einigermaßen gut hineingefunden. Und ich habe auch gelernt, dass man für das Leben eines von Demenz betroffenen Menschen neue Maßstäbe braucht.

Wenn mein Vater sich bedanken möchte, soll er sich bedanken, auch ohne nachvollziehbaren Anlass, und wenn er sich darüber beklagen will, dass ihn alle Welt im Stich lässt, soll er sich beklagen, egal, ob dieser Eindruck in der Welt der Fakten standhalten kann oder nicht. Für ihn als Betroffenen gibt es keine Welt außerhalb der Demenz. Und als Angehöriger kann man nur versuchen, die dort herrschende Verstörung emotional aufzufangen, die Bitterkeit des Ganzen ein wenig zu lindern, indem man die durcheinander geratene Wirklichkeit des Kranken gelten lässt. Da mein Vater nicht mehr über die Brücke in meine Welt gelangen kann, muss ich hinüber zu ihm. Dort drüben, innerhalb der Grenzen seiner geistigen Verfassung, jenseits unserer auf Sachlichkeit und Zielstrebigkeit ausgelegten Gesellschaft, ist er noch immer ein beachtlicher Mensch, und wenn auch nach allgemeinen Maßstäben nicht immer ganz vernünftig, so doch irgendwie brillant.

Eine Katze streift durch den Garten. Mein Vater sagt: »Früher hatte ich auch Katzen, nicht gerade für mich allein, aber als Teilhaber.«

Und einmal, als ich ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: »Es geschehen keine Wunder, aber Zeichen.«

## Kinder erwerben Fähigkeiten, Demenzkranken verlieren Fähigkeiten.

Und dann ansatzlos Sätze so unwahrscheinlich und schwebend, wie sie einem manchmal in Träumen kommen: »Das Leben ist ohne Probleme auch nicht leichter.«


Wit and wisdom of August Geiger. Schade nur, dass die Sprache langsam aus ihm herausickert, dass auch die Sätze, bei denen einem vor Staunen die Luft wegbleibt, immer seltener werden. Was da alles verloren geht, das berührt mich sehr. Es ist, als würde man jemandem in Zeitlupe beim Verbluten zusehen. Das Leben sickert Tropfen für Tropfen aus der Person heraus. Die Person sickert Tropfen für Tropfen aus der Person heraus. Noch ist das Gefühl, dass dies mein Vater ist, der Mann, der mitgeholfen hat, mich großzuziehen, intakt. Aber die Momente, in denen ich ihn als Charakter nicht wiedererkenne, werden häufiger, vor allem am Abend. Die Abende sind es, die einen Vorgesmack auf das bieten, was bald schon der Morgen zu bieten haben wird. Denn wenn es dunkel wird, kommt die Angst. Da irrt mein Vater rat- und rastlos umher wie ein alter König in seinem Exil. Dann ist alles, was er sieht, beängstigend, alles schwankend, instabil, davon bedroht, sich im nächsten Moment aufzulösen. Und nichts fühlt sich an wie zu Hause.

Ich sitze seit einiger Zeit in der Küche und tippe Notizen in meinen Laptop. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher, und mein Vater, der von dort Stimmen hört, schleicht auf Zehenspitzen durch die Diele, lauscht und murmelt mehrmals bei sich: »Das sagt mir nichts«. Dann kommt er zu mir in die Küche, tut so, als schaue er mir beim Schreiben zu. Aber ich merke mit einem Seitenblick, dass er Unterstützung braucht. Ich spreche ihn an: »Willst du nicht ein bisschen fernsehen?« »Was habe ich davon?« »Na ja, Unterhaltung.« »Ich möchte lieber heimgehen.« »Du bist zu Hause.« »Wo sind wir?« »Oberfeldgasse 7.« »Na ja, aber viel bin

ich hier nie gewesen.« »Du hast das Haus Anfang der sechziger Jahre gebaut, und seither wohnst du hier.« Er verzieht das Gesicht. Die Informationen, die er gerade erhalten hat, scheinen nicht gerade seinen Beifall zu finden. Er kratzt sich im Nacken: »Ich glaube es dir, aber mit Vorbehalt. Und jetzt will ich nach Hause.« Ich schaue ihn an. Obwohl er seine Verstörung zu verbergen versucht, ist ihm anzumerken, wie sehr ihm der Moment zu schaffen macht. Er ist voller Unruhe, Schweiß steht auf seiner Stirn. Der Anblick dieses kurz vor der Panik stehenden Menschen geht mir durch Mark und Bein.

Das Bedürfnis, nach Hause zu gehen, gehört zum Krankheitsbild. Ich erkläre es mir so, dass ein an Demenz erkrankter Mensch aufgrund seiner inneren Zerrüttung das Gefühl der Geborgenheit verloren hat und sich an einen Platz sehnt, an dem er diese Geborgenheit wieder erfährt. Da jedoch das Gefühl der Irritation auch an den vertrautesten Orten nicht vergeht, scheidet selbst das eigene Bett als mögliches Zuhause aus. Um es mit Marcel Proust zu sagen, die wahren Paradiese sind die, die man verloren hat. Ortswechsel, egal wohin, bewirken in solch einem Fall keine Besserung, es sei denn durch die bloße Ablenkung, die man aber genauso gut, wenn nicht besser, durch Singen erreicht. Singen ist lustiger, demente Menschen singen gern. Singen ist etwas Emotionales, ein Zuhause außerhalb der greifbaren Welt.

Apropos Singen: Oft heißt es, an Demenz erkrankte Menschen seien wie kleine Kinder – kaum ein Text zum Thema, der auf diese Metapher verzichtet; und das ist ärgerlich. Denn man kann sich unmöglich zu einem Kind zurückentwickeln, da es zum Wesen des Kindes gehört, dass es sich nach vorn entwickelt. Kinder erwerben Fähigkeiten, Demenzkranke verlieren Fähigkeiten. Der Umgang mit Kindern schärft den Blick für Fortschritte, der Umgang mit Demenzkranken den Blick für Verlust. Die Wahrheit ist, das Alter gibt nichts zurück, es ist eine Rutschbahn, und die größte Sorge, die es einem machen kann, ist die, dass es zu lange dauert. Ein SO neugieriger Mensch, dass er alles gesehen haben muss, war auch mein Vater nie.

Ich schalte den CD-Player ein. Meine Schwester hat für solche Zwecke eine Edition mit sogenanntem Liedgut gekauft. Hoch auf dem gelben Wagen und dergleichen. Oft funktioniert der Trick. Wir trällern eine halbe Stunde lang, der alte Mann legt sich zwischendurch so sehr ins Zeug, dass ich lachen muss. Mein Vater lässt sich anstecken, und da es ohnehin an der Zeit ist, nutze ich den Moment und laviere ihn nach oben in sein Schlafzimmer. Er ist jetzt in guter Stimmung, obwohl es mit dem Überblick über Zeit, Raum und Ereignisse noch immer schlecht steht; aber das bereitet ihm im Moment kein Kopfzerbrechen. Nicht siegen, überstehen ist alles, denke ich und bin von diesem Tag mittlerweile mindestens ebenso erschöpft wie mein Gegenüber. Ich weise meinen Vater an, was er zu tun hat, bis er in seinem Pyjama steckt. Er schlüpft von selbst unter die Decke und sagt: »Hauptsache, ich habe einen Platz zum Schlafen.« Er blickt um sich, hebt die Hand und grüßt jemanden, der nur für ihn vorhanden ist: »Man kann es hier schon aushalten. Es ist eigentlich ganz nett hier«, sagt er. 

Lesung von Arno Geiger aus seinem Erzählungsband »Anna nicht vergessen« am 25.9.2007, 19 Uhr, Alte Schmiede

ARNO GEIGER, \* 1968 in Bregenz, studierte Deutsche Philologie, Alte Geschichte und Literaturwissenschaft. Seit 1986 Videotechniker bei den Bregenzer Festspielen, seit 1993 freiberuflicher Schriftsteller. Lebt in Wien. Romane: *Kleine Schule des Karussellfahrens*, 1997; *Irrlichterloh*, 1999; *Schöne Freunde*, 2002; *Es geht uns gut*, 2005 – ausgezeichnet mit dem Deutschen Buchpreis; *Anna nicht vergessen*, Erzählungen, 2007.



Sabine Scholl

## KREISD (RO)

1.–15.12. 1989 Die Geschichte von Geweben, Gärten, Gästen und Geräten

(Ausschnitt aus dem Roman *Biss und Holler* oder *Die Getäuschten*)

- Trina mögen *stop* hier. *You know?*
- Nein, Dan, besser näher beim Eingang.
- Aber ich will nicht da. In der Küche ist nicht aufgeräumt.
- Vorn von dem *stove* ...
- Das ist kein *stove*. Dan, das ist ein Kocher, eine Kochplatte.
- Der Kaffee ist fertig, steht am Tisch.
- Gut, Lisbeth, lass uns sagen: Erste Raum, bewegen zu dem Tisch, *coffee*, einladen, Trina will zeigen ...
- Und das Besondere am Kaffee? Das musst du erwähnen, dass es normalerweise keinen ...
- Ja, sicher, Lisbeth. *Coffee*, einladen und fort, weiter: Zweite Zimmer, Speck hängt, Trina inzwischen, stop. Ja? Stop inzwischen fette Fleisch und Foto ...
- Und wann trinken wir Kaffee?
- Später, später. Wir lassen *happen*, *you know*. Und Zoltan ....Wo ist?
- Draußen im Auto und schläft.

Lisbeth, aufgeregt wegen Dan und seines Plans, das Innere von Trinas Haus zu filmen, will ein Fenster, das klemmt, aufreißen, dem schlafenden Zoltan ein Zeichen geben, ihn rufen.

Als sie sich umdreht, Trina um Hilfe zu bitten, schüttelt die ihren Kopf. Sie scheint älter als Lisbeths Großmutter. Weil sie gebückter steht und geht, weil ihre Schürzen verblichener, geflickt, gestopft und Ausschuss aus Deutschland sind, und weil sie über dem grauen, ungewellten Haar ein angejhrtes Tuch trägt, Ersatz für eine Frisur und einen Friseur. Trina ist verärgert.

Vorhänge zur Seite schieben! Nein. Es lässt sich nicht öffnen. Nur die Fenster nach hinten hinaus. Nicht auf die Straße. Und sag dem Herrn Dan, dass er sein Auto im Hof parkieren soll, nicht für alle sichtbar draußen. Niemand muss wissen ...

Es läuft zu rasch für Trina. Lisbeth nickt und wundert sich über die Blindheit ihres Eifers. Fast zwei Wochen ist sie in Kreisid, einem kleinen siebenbürgischen Dorf, um die Überlieferung der noch verbliebenen Gruppe von Sachsen zu studieren. Trina ist die Verwalterin des Alten in Kreisid.

Lisbeth hatte gelernt auf der Straße leiser zu sprechen als im Innenraum, denn die Bevorzugung der deutschen Minderheit wurde nicht gerne gesehen. Zumindest hatte es nach außen so getönt.

Und deshalb war Dan hier, Dan von ABC, Außenstelle Prag, einer Nachrichtenagentur, um vor Ort die Meldungen vom geplanten Abriß der Dörfer zu prüfen. Dan, vertieft ins Bildmaterial, Trina, ihren Garten, das alte Haus, fällt Missmut nicht auf. Mit seinem Besuch ist plötzlich die Stube voll Lärm, wird Lisbeth selbst laut und verstärkt damit die Unruhe Trinas.

Ich werde Zoltan sagen, er soll das Auto hereinfahren.

Sagt sie zu Dan.

Er versucht die kreuzstichbestickten Vorhangteile auseinanderzudrängen.

Brauch Licht!



Trina aber, den Lappen in der Hand, mit dem sie Kaffeetassen auswischt, die sie aus der Vitrine holt, stellt sich ihm entgegen, sie will es nicht hell, nicht drinnen, die Stube abgedunkelt, das Licht bleibt draußen, gefälligst, hier dringt nichts ein, was nicht hierher gehört. Und nichts soll hinaus, was man unter freiem Himmel hört und sieht und vielleicht falsch versteht. Nein!

Lisbeth fährt sich durch das blondierte, aber echt gelockte Haar, versucht ein paar Fransen über den dunkel nachwachsenden Ansatz zu zupfen und zieht Dan mit der anderen Hand am karierten Jackenärmel vom Fenster fort.

Komm!

Dan gefällt ihr Zerren und fordert es heraus, indem er sich leicht der Richtung entgegenstemmt, in die Lisbeth ihn kommandiert.

Pass auf!

Auch Dan greift in seine Haarsträhnen, die ihm zu lang über die Stirn fallen und in dicken, rotgrauen Fransen sehr blaue Augen fast verstecken. Falscher Haarschnitt. Dan streicht die Strähnen ein paarmal vergeblich aus seinem sommersprossigen Gesicht.

Lisbeth fährt fort:

Wenn du nicht machst, was Trina will, sagt sie gar nichts und wirft dich aus dem Haus. Und zerstör' nicht meine Arbeit!

Du bist falsch!

Dan hält an, Lisbeth tritt einen Schritt zurück, hinter ihn, will ihn nun schieben.

Trina ist nicht so Angst.

Dan wendet seinen Kopf zur Seite, um Lisbeth ins Gesicht zu schielen. Zu nahe, seine hellen Augen saugen sich fest an ihren steilen Backenknochen, fahren ihre gezupften Brauen hoch und rutschen wieder hinunter in Richtung ihres dunkelrot geschminkten Mundes mit den verstärkt gezeichneten Rändern. Lisbeth senkt den Blick.

Dan besteht:

Trina will sprechen. Sicher, sie will. Meine Kamera nimmt sie alle von einander. Sie alle vergessen. Nicht eine bleiben dieselbe. *You know*. Sie starten denken von sich selbst in Bilder, *films*. Sie sind bewegt drinnen, so.

Pass auf!

Wiederholt Lisbeth und drückt den Zeigefinger gegen ihre Lippen. Sie treten vor die Türe, in den Hof.

Held schießt auf sie zu, Lisbeth dreht schnell bei, um zu verhindern, dass er hochhüpft, ihren Pullover verdreht mit seinen Prätzen.

Guter Hund!





Besänftigt sie ihn, streichelt sein schwarzes Fell und schickt ihren Hund zurück zu seinem Freund Adi, Trinas deutschem Schäferhund.

Inzwischen öffnet Dan das Gatter, fährt das Auto herein, während Zoltan schläft. Lisbeth schließt die Tore.

Er trinkt zu viele.

Plötzlich erscheint Zoltans Arm am Rückfenster, wird sichtbar in einem komplizierten Wendemanöver seines am Rücksitz verstauten, langen Körpers. Die Hunde bellen los, als ein zweiter Arm am Fenster auftaucht, wieder verschwindet und als nächstes ist Zoltans braunes, verdrücktes Haar zu sehen, sein verdrücktes Bubengesicht über einem verdrückten, weißen Hemdkragen. Zoltan grinst und bietet den überraschten Hunden den Anblick seiner bis auf die Zahnsparren entblößten Zähne zur Entwaffnung.

– Zoltan, *come on!*

– Adi, Held, ruhig!

Während Dan mit dem Kameramann Einstellungen durchspricht, findet Lisbeth in der Küche Trina, die versucht unter Seufzern und Gemurmel das Durcheinander zu sortieren. Zwischen Kaffeefiltern, Suppenwürfeln, Plastikbechern, alles Geschenke aus West, zum Teil in Kartons, die Trina mangels ausreichender Schränke und Regale als Behälter umwidmet, zieht sie eine Schallplatte hervor.

Ich wollte zusammenräumen für die Filmaufnahmen.

Trina reicht Lisbeth das schwarze, glänzende Rund, das sich in der Kochhitze gewellt hat, und dessen Rillen geweißt sind von Mehl, Zucker oder Staub.

Kann man das noch verwenden?

Fragt sie Lisbeth, die die Scheibe auf ihrem Zeigefinger gesteckt, zu drehen beginnt und sich die Nadel eines Plattenspielers vorstellt, die nicht sofort davonspränge, sobald man versuchte die gekräuselten Plastikrinnen abzutasten.

Vielleicht? Kennst du das Lied?

Ich kann nicht lesen ohne Brille.

Es war das Edelweiß.

Liest Lisbeth und ruft ein Kichern Trinas hervor, das aus einem anderen Alter stammt.

Ein schönes Lied!

Sie stimmt es an:

Einsam und verlassen an einer Felsenwand

stolz unterm blauen Himmel

ein blaues Blümlein stand.

Ich konnt's nicht widerstreben

wie dieses Blümlein stand,

so standen wir im Leben,

bis Herz und Herz sich fand.

Es war ein Edelweiß,

ein kleines Edelweiß.

Hollardihollalahollaridiho

Trina senkt ihre Stimme wieder.

Das war damals, als die Deutschen kamen, im Krieg.

Und flüstert schließlich nur mehr:

Ist nichts geworden daraus. Trotzdem, eine schöne Zeit.

Trina untersucht einen abgeschlagenen, himmelblauen Emailtopf auf seinen Inhalt. Lisbeth lugt durch den schmalen, länglichen Spalt unter dem Spitzenvorhang hinaus auf den Hof. Gemächlich steuert Zoltan mit seiner Kamera auf den Brunnen zu.

Brauchst du Wasser, Trina?

Lisbeth sucht nach dem großen Kübel.

Nein, jetzt nicht. Aber weißt du, eigentlich will ich nicht, dass alle mich erkennen. Ich habe nichts zu verbergen, aber ich weiß nicht genau, was der Mann will.

Dan?

Ja, der amerikanische. Und dann der Ungar.

Zoltan?

Weiß man, was mit den Filmen geschieht?

Er will berichten von euch. Dass es euch gibt. Und wie ihr lebt.

Natürlich gibt es uns. Wir haben schon seit Jahrhunderten hier gewohnt.

Aber im Westen hört man von der Zerstörung der Dörfer, Systematisierung, Umsiedlung. Heißt das nicht so?

Ich glaube nicht, dass das gelingt.

Aber ist es nicht an anderen Orten schon geschehen?

Hast du's gesehen? Wir nicht. Ich komme kaum von hier fort.

Dan hat es gesehen. Sagt er.

Und du? Glaubst du daran?

Er sagt, er zeigt mir den Film.

Aber wo wird das gesendet? In welchem Programm? Hoffentlich nicht hier.

Nein, nicht hier. In Österreich, Deutschland, im Westen halt.

Ja, ihr könnt fort. Für uns ist es zu spät. Wir sind alt.

Aber ihr wisst viel, was wir nicht mehr wissen. Und nur das möchte Dan zeigen, einen kleinen Teil davon. Je mehr man euch draußen kennt, desto mehr wird geschehen, euch zu helfen. Oder wollt ihr alleingelassen sein?

Nein. Aber ich will nicht, dass man mich erkennt. Meine Stimme, mein Gesicht. Man soll nicht wissen, dass ich es bin. Und wenn der Amerikaner fertig ist, soll er gehen, das Land verlassen.

Gut.

Mit dir Lisbeth ist es etwas anderes. Du kannst bleiben, solange du willst. Mit dir spreche ich nur von den Gegenständen, den Kleidern, den alten Sprüchen. Kaum jemand interessiert sich dafür. Nicht einmal mein Neffe, der Friedrich. Wenn ich ihm erzähle, lacht er mich aus.

Lisbeth zerrt den Verschluss ihrer Bauchtasche auf, entnimmt ihr Puderdose, Lippenstift, klappt die Dose auseinander und zieht, sich im kleinen Spiegel betrachtend, die Lippen nach.

Im Halbdunkel bemerkt Lisbeth keine Faltengraben, keine braunen Flecken, geplatzen Adern, angeschwollenen Poren. Weichgezeichnet. Nur die Nase ist auch hier zu breit, die dunklen Augen zu weit an die Ränder des Gesichtes gedrängt.

Aber du musst ihnen erlauben eine Lampe zu bringen.

Will sie einlenken.

Weil man sonst auf den Bildern nichts sieht.

Gut, aber mich darf er nur von hinten filmen, nicht mein Gesicht.

Lisbeth immer in Jeans, Pullover, Finis weinrotes Zopfmuster, nickt, tritt wieder vor die Haustür, beobachtet Zoltan hinten im Garten mit der Kamera, er folgt den Hunden, während Dan auf einem Hackstock sitzend in der Sommerküche draußen in sein Notizbuch schreibt. Es ist kühl, weil früh, aber die Spätherbstsonne bescheint den kleinen überdachten, nach vorne offenen Raum.

Dan bemerkt Lisbeth, als sie vors Haus tritt, winkt.

Er muss einmal rotblondhaarig gewesen sein, und die Sonne leuchtet die kleinen, rötlich braunen Punkte seiner Haut aus. Dan rückt ein paar Zentimeter, zur Seite, um Lisbeth Platz zu machen. Doch sie hält Abstand, an den wackeligen Holztisch gelehnt. Die Sonne wärmt ihren Rücken. Sie atmet den Geruch von feuchtem Gras, Tau, Erde, Sägespä-



## Fortsetzung von Seite 5

nen, von zu runden Platten gedrückten Rückständen der Mostpresse, altem süßlich verrottendem Obst und amerikanisches, zitronenmelisseversetztes Rasierwasser, mitten in Rumänien.

Unerwartet taucht Zoltan auf neben Lisbeth, wünscht guten Morgen. Zwei Tage hat sie nichts gearbeitet, seit Dans Plan Trinas Haus zu filmen. Und heute wird wieder nichts daraus. Oder?

Zoltan lächelt, seine Zahnsparren versöhnen Lisbeth wieder mit diesem Tagesbeginn. Sie grinst zurück.

Höflich bietet Zoltan ihr an, das Intro des Fernsehberichts zu sehen. Intro?

Die *introduction*, weiß nicht zu sagen in Deutsch, die *start*, panoramische Blick zum Dorf.

Erklärt Dan.

Alles heimlich, mit der Handkamera aus dem Auto gefilmt.

Fügt Zoltan stolz hinzu.

Und Lisbeth neigt sich näher ans Gerät.

Ich hätte gerne wissen, wie du das denkst.


Dan blinzelt in ihre Richtung oder in die Sonne hinter ihr.

Lisbeth fährt mit ihren Augen ins kleine Bild der Kamera und dringt, den Blick in Brusthöhe ins Dorf.

Sie kommt vor einer Herde Kühe zu stehen. Sieht das hell- und dunkelbraun gefleckte Fell der Tiere, das sie seit ihrer Kindheit kennt.

Zoltan zoomt, Lisbeth hat die nasse rosa Schnauze nahe am Gesicht. Ihr Blick steigt höher zu dunklen runden Augen, streift den Körper entlang. Sie ist nicht mager. Trina erzählte, die Todesatteste der Kühe auf

den Genossenschaftshöfen würden gefälscht, weil niemand zugeben kann, dass sie verhungern. Doch den Tieren am Dorf scheint es nicht so schlecht zu gehen, nur dass sie sofort weiterziehen, den Leuten nicht gehören, und der feste Block der Herde öffnet sich mit einem Mal, die Masse von Flecken und Mäulern löst sich auf, das Auto fährt langsam weiter. Die Kamera trifft den Blick eines Jungen, dick verpackt unter einer blauen Wollhaube, ein ungläubiger Blick, was machen die hier, dieses Auto und dann ist Lärm und Rauch im Bild, ein Tankwagen, eine Pumpe angetrieben vom Motor, dem Urheber einer stinkenden, grauen Wolke, die in der kalten Luft sich nicht verzieht.


Das Auto drängt näher heran, Männer und Kinder mit Kübeln, ihre Körper verdecken, warum sie hier versammelt sind, und im Vorbeifahren und Ablassen von diesem Bild kann Lisbeth erkennen, daß eine weiße Flüssigkeit aus einem Zapfrohr rinnt, Milch, eine Wochenration von Milch, eingehüllt in Abgase und Maschinenlärm. 

SABINE SCHOLL, \* 1959 in Grieskirchen (OÖ), Studium der Germanistik, Geschichte und Theaterwissenschaft in Wien. Auslandslektorat in Portugal. Lebte einige Jahre in den USA, derzeit in Berlin. – Buchpublikationen: *Fehler Fallen Kunst. Zur Wahrnehmung und Re/Produktion bei Unica Zürn*, 1990; *Fette Rosen*, Erzählungen, 1991; *Haut an Haut*, Roman, 1993; *Gut im Bild. Ein Handbuch*, 1994; *Wie komme ich dazu?* Essays, 1994; *Alle ihre Körper*, Zwei Erzählungen, 1996; *Die Welt als Ausland. Zur Literatur zwischen den Kulturen*, 1999; *Die geheimen Aufzeichnungen Marinas*, Roman, 2000; *Sehnsucht Manhattan, Literarische Streifzüge durch Manhattan*, 2004; *Lissabonner Impressionen, Literarische Streifzüge*, 2005.

## Günther A. Höfler:

## Briefe, um ihm nah zu bleiben: Der neue Roman von Anna Mitgutsch *Zwei Leben und ein Tag.*

Besprechung im Anschluß an die Lesung  
von Anna Mitgutsch aus *Zwei Leben und ein Tag*  
(Luchterhand Literaturverlag)  
in der Alten Schmiede, 8. 2. 2007

om Unabwendbaren schicksalhafter Bestimmung handelt der Roman, vom Liebesgefälle und von der Schuld aneinander. Von Entzweiung und vom Fremdsein. Und von der Grausamkeit der Hoffnung. Kein Text also, der den Zeitgeist bedient, sondern einer, der große Anliegen des Menschseins und damit der Literatur aufgreift, der auf seine poetische Weise nach dem Wert und Gewicht eines Lebens fragt. Eine Annäherung an diesen vielschichtigen, auf drei Zeitebenen spielenden Roman bietet sich an über die Frage nach den Trägern des Plots, nicht Edith und Leonard, sondern Gabriel und Herman Melville. Denn sie sind wesentlicher Inhalt der Erinnerungen und Empfindungen der Briefe Erzählerin Edith, über sie bindet sie Leonard über das Trennende hinweg: »Ich habe euch nie losgelassen. Dich nicht, Melville nicht, und Gabriel schon gar nicht.«

Der Briefroman, seit Werther und *Hollins Liebeleben* mit egozentrischem, selbstaffektivem Gestus verbunden, erfährt bei Anna Mitgutsch einen nachdrücklichen Formwechsel, eine dialogische Wende. In Ediths Anrede, durch die Hinwendung zum Du und zu dem, was von der Ehe als Gemeinsames geblieben ist, eröffnet sich eine Sicht auf das Leben,



die weit über die Befindlichkeit der Erzählerin und die Beziehung des Paares hinausweist. Über Melvilles katastrophische Poeten- und Familienexistenz baut sie eine letzte Brücke zu ihrem Ex-Mann, schafft noch einmal große Nähe zu ihm. Über Melvilles Außenseiterdasein bringt sie ihm, der über Außenseiter dissertiert hat, Denkart und Befindlichkeit des ihm fremd gebliebenen Sohnes nahe. Mit den Briefen über Melville macht Edith Leonard verständlich, was zwischen ihnen passiert ist, bringt sie zur Sprache, was er nie hören wollte. Es ist ihr Vermächtnis an ihn, eine letzte Liebesgabe. Denn in ihrer Erzählung entsteht in Einzelbildern jene empathische Künstlerbiographie, die sie gemeinsam verfassen wollten und in der sich so viel von ihren eigenen Lebenshoffnungen und -enttäuschungen spiegelt. »Immer hegten wir die Hoffnung, in seinem Werk oder in seinem Leben Erfahrungen zu finden, die uns betrafen.« »Melville war uns zum Vehikel für etwas geworden, das wir zu verstehen suchten.« In der Erinnerung formt sich eine Ver-



bundenheit, die so nie lebbar war, aber als berührende Erzählung Bestand hat, über den Tod der Brieffschreiberin hinaus. Diese Elegie auf eine zerbrochene Ehe, die hier entsteht, mit all dem Unverständnis für die Bedürfnisse des anderen, dem Verrat und den vergeblichen Hoffnungen, ist im Kern eine poetische Anthropologie des Schicksals, die das Leiden an dessen Widersinnigkeit auslotet. Und die auf den Spuren von Melvilles Menschenschilderungen die Gnadenlosigkeit gegenüber der Unschuld in den Blick nimmt und das Böse »mit seinen vielfältigen Gesichtern« zeigt.

Der Roman stellt über Melville und Gabriel auf radikale Weise die aufrüttelnde hiobsche Frage nach dem Grund und Sinn des Unglücks. In dieser Richtung ist wohl auch jenes Unnennbare zu suchen, das Geheimnis, das Melvilles unermüdliches Schaffen antreibt. So wie auch seine unbeugsam um die Frage der Vorsehung und des freien Willens kreisende Reflexion daraus motiviert ist. Eine metaphysische Frage, mit der sich nicht nur Melville beharrlich auf quälende Weise beschäftigt hat, die als Lebensfrage für die Romanfiguren virulent wird und so auf den Leser übergreift. Und Edith führt die Frage weiter: ob es – jenseits des biblischen Mythos – so etwas wie ausgleichende Entschädigung für Unheil gebe. Und ob eine solche dann wirklich tröstlich sein könne. Eine rebellische Frage, deren heutige Tragik darin besteht, daß es keine Instanz gibt, mit der man hadern könnte und der ein moderner Hiob trotzig ein »zu spät« entgegenschleudern könnte. Die Frage nach der Logik des Schicksals bleibt ohne Antwort. Eine solche Antwort kann sinnvollerweise freilich nicht mehr in Religion, Ideologie oder Esoterik gesucht werden, sondern allenfalls im Erzählen, in der Erzählung von Menschen, solchen wie Gabriel:

»Er hatte das Temperament eines unbeschwerten Herzens und ahnte nichts vom Geist der Ironie. Dafür fehlte ihm jeder Wille und auch die nötige Verschlagenheit und Gewandtheit. Nichts war seiner geraden Natur fremder als eine versteckte und doppelsinnige Redeweise.« Und er besaß nicht »jene gewisse wehrhafte Niedrigkeit«, um gegen die »geheimen Hinterhältigkeiten der Welt« etwas auszurichten. Diese Charakterisierung steht natürlich nicht bei Mitgutsch, sondern in Melvilles »Billy Budd«, aber sie ist eine überaus treffende Beschreibung von Gabriels Form der Weltbegegnung. Dieser entwickelt sich nach einer schweren Erkrankung, aus der er mit einer merklichen Wahrnehmungsveränderung hervorgeht, zu einem fein-, aber andersfühligen und weltfremden, »aus seinem eigenen Leben ausgestoßenen« Menschen. »Früh hatte Gabriel begriffen, daß Menschen bei weitem das Undurchschaubarste auf dieser Welt waren.« »Er kennt die Regeln der Normalität, in seiner Anstrengung, sie zu erreichen, geht er oft an seine Grenzen, aber er durchschaut sie nicht.« Durch diese Art der Arglosigkeit ist sein Schicksal gewissermaßen vorgezeichnet. Die Mutter weiß, sie kann ihn nicht davor bewahren, daß er »sich schutzlos am Leben zuschanden schlägt.« Sein Schicksalstag, in Form einer Novelle komponiert, ist strukturgebend für den Roman. Die Geschichte dieses Sonnenumlaufs ist in fünf Abschnitte gegliedert, die wie eine antike Schicksalstragödie den Aufbruch (nach dem Tod der Mutter), Krise, Umschwung, Aufschub und Katastrophe umfaßt. Die Architektonik des Werkes erzeugt große Dichte und eine enorme Spannung durch die klassischen Mittel von Mitleid und Schrecken. »Ein Tag beugt und hebt das Menschengeschlecht, ein Tag läßt den Menschen fallen«, heißt es bei Sophokles, und Gabriel durchlebt eine moderne Variante dieses Diktums. Und es sind nicht Götter, die das Fatum lenken, sondern man erfährt schmerzlich nahe, was Menschen, die Schicksal spielen (wie Axel, ein Ex-Lover der Mutter) Menschen antun, die anders sind. Um diese narrative Säule her-

um angeordnet sind die 21 Melville-Bilder, in die die Ehegeschichte eingelagert ist: und auch sie folgen dem besagten aristotelischen Verlaufsbogen. Am Beginn stehen Aufbrüche: Melvilles Jugend und sein Anheuern auf dem Walfänger, die erste Begegnung von Edith und Leonard, dann einzelne markante Stufen aus den zwei Leben bis zu Melvilles Tod und dem nahen Tod von Edith. Mit dieser Komposition entsteht ein dichtes Netz von Korrespondenzen, das jedes Element nie als solches, sondern letztlich nur in seinem Spiegelverhältnis verstehbar macht. Dieser Modus der – goethisch gesprochen – »wiederholten Spiegelung« läßt das Melvillesche Prinzip der Herstellung von Ambiguität durchscheinen, seine Kunst, Gegensätze aufzuwägen, Eindeutigkeiten zu verwischen und Schwebezustände herzustellen. Etwas ist und ist gleicherweise nicht. Das heißt allenfalls, es gibt eine schicksalhafte Bestimmung, sie wird im Erzählen evident, und es bleibt gleichzeitig fraglich, ob es eine solche gibt.

»Immer wieder versuche ich zurückzugehen bis zu dem Punkt, wo vielleicht noch etwas zu retten gewesen wäre, wo wir etwas unterlassen oder falsch gemacht haben«, reflektiert Edith und bringt das Gefühl einer unnennbaren Schuld am Geschick des Sohnes zur Sprache, die zum tragischen Schatten der Verbindung wird. Eine mögliche Schuld, der sie sich zu stellen versucht, die Leonard, schicksalsmüde, kaum an sich heranläßt: »Es hat so kommen müssen.« Eine Schuld, die vielleicht auch darin besteht, daß sie als in verschiedenen Ländern lebendes Paar Fremdsein erfahren und Unbehaustheit gelebt und übertragen haben, »so fremd, so ratlos und ausgesetzt wir waren«. Sodaß Gabriel auch später in Österreich fremd bleibt und in seiner Andersheit ein Opfer seiner Mitwelt wird. In seine Wahrnehmungswelt hat nur die Mutter einige Einsicht: »Seit ich mir seine Sicht angeeignet habe, sehe ich die Welt aus der Sicht eines Gedemütigten und zugleich von weit draußen.« Eine der großen Leistungen dieses Romans ist es, uns aus der Innensicht diese Welterfahrung zugänglich zu machen, in den Gabriel-Abschnitten dieses andere Denken nahebringend zu übersetzen, es überzeugend gegen die Außensicht zu stellen und gegen die Normalität, gegen die Hilflosigkeit der Diagnostik und die Erbarmungslosigkeit von Beschlagwortung und Fremdzuschreibung – allesamt unzulängliche und vernichtende Versuche, Unbegreifliches festzumachen. Der Roman ist eine unverbrüchliche literarische Parteinahme für den Menschen in seiner Einzigartigkeit, und er ist unbedingt glaubhaft, weil hier Wahrhaftigkeit der Erfahrung den Boden des Poetischen bildet und somit die Magie dieses Buches bewirkt.



ANNA MITGUTSCH, \*1948 in Oberösterreich, lebt in Linz und Boston. Studium der Germanistik und Anglistik, Disseratation über Ted Hughes. Lehrtätigkeit an Universitäten in Israel, Korea und den USA, Übersetzungen u.a. von John Gallahue und Philip Larkin. Ihr Debütroman *Die Züchtigung* (1985) wurde mit dem Brüder-Grimm-Preis ausgezeichnet. Es folgten die Romane *Das andere Gesicht* (1986); *Die Ausgrenzung*, (1989); *In fremden Städten* (1992); *Abschied von Jerusalem* (1996); *Haus der Kindheit* (1999) und *Familienfest* (2003) sowie die Poetikvorlesung *Erinnern und Erfinden* (1999 – Wiener Vorlesungen zur Literatur, Alte Schmiede, 1995).

GÜNTHER HÖFLER, \*1957, Studium der Germanistik und Romanistik in Graz. Assistent am Institut für Germanistik Graz. Mitarbeiter am Ludwig Boltzmann-Institut für Wissenschaftsforschung Graz. Lehrtätigkeit u.a. in Dakar (Senegal), Shkoder (Albanien). Mitherausgeber der DOSSIER-Reihe über österreichische AutorInnen des Franz Nabl-Instituts (Betreuung der Bände über Elfriede Jelinek, Albert Drach, Peter Rosei, Josef Winkler, Hans Lebert, Michael Köhlmeier). Aufsätze zu Judentum und Literatur, 1. Weltkrieg und literarische Technikerfahrung, Erzählformen, Gegenwartsliteratur.



# Literaturprogramm der Alten Schmiede für September und Oktober 2007

## LQ – Literarisches Quartier

- 25. 9.** Dienstag, 19.00  
LQ  
*PROSA FORMEN: Muster des Erzählens – Kurzgeschichten, Erzählungen* • in Zusammenarbeit mit dem **Carl Hanser Verlag**, München  
**ARNO GEIGER** (Wien) liest aus **ANNA NICHT VERGESSEN**. Kurzgeschichten, Erzählungen • **WOLFGANG MATZ** (Lektor im Hanser Verlag) im Gespräch mit Arno Geiger über verschiedene Formen des Erzählens • (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)
- 27. 9.** Donnerstag, 19.00  
LQ  
*GEGENSPRACHEN DES DASEINS: GEDICHTE* (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)  
**MICHAEL KRÜGER** (München) liest aus seinem neuen Gedichtband **UNTER FREIEM HIMMEL** (Suhrkamp Verlag)
- 1. 10.** Montag, 19.00  
LQ  
*PROSA FORMEN: Muster des Erzählens – Beziehungsmuster* (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)  
**MARTIN PRINZ** (Wien) liest aus **EIN PAAR**, Roman (Jung & Jung Verlag) • **ZSUZSANNA GAHSE** (Müllheim, Thurgau) liest\* aus **OH, ROMAN** (Edition Korrespondenzen) • \* mit freundlicher Unterstützung durch die Stiftung Pro Helvetia, Zürich
- 3. 10.** Mittwoch, 19.00  
LQ  
*GEGENSPRACHEN DES DASEINS: GEDICHTE* Lebensbilder – Lebensatmosphären • (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)  
**MARICA BODROŽIĆ** (Berlin) liest aus **EIN KOLIBRI KAM UNVERWANDELT** (O. Müller Verlag) •  
**E.A. RICHTER** (Wien) liest aus **OBACHTER** Gedichte (Edition Korrespondenzen)
- 4. 10.** Donnerstag, 19.00  
LQ  
*PROSA FORMEN: Muster des Erzählens – freie Prosa* • in Zusammenarbeit mit dem **Literaturverlag Droschl**, Graz  
**SISSI TAX** (Berlin) liest aus **UND SO FORT**. Prosa • **DOMINIK STEIGER** (Wien) liest aus **MON DIEU ES GEISTERT**. Prosa •  
**RAINER GÖTZ** (Lektor, Graz) Einleitung der Lesungen • (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)
- 8. 10.** Montag, 19.00  
LQ  
*PROSA FORMEN: Muster des Erzählens – Konstruktion und Sinnlichkeit des Erzählens* • (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)  
**FERDINAND SCHMATZ** (Wien) liest aus **DURCHLEUTUNG. Ein wilder Roman aus Danja und Franz** (Haymon Verlag) •  
**WENDELIN SCHMIDT-DENGLER** (Universität Wien) im anschließenden Gespräch mit dem Autor
- 9. 10.** Dienstag, 19.00  
LQ  
*GEGENSPRACHEN DES DASEINS – Literarische Moderne in Tschechien* **LUDVÍK KUNDERA** (Kunštát, Mähren) zweisprachige Lesung aus **el do RA DA(da)**  
Gedichte, Erzählungen, Erinnerungen, Bilder (Auswahl und Übertragungen: Eduard Schreiber; Arco Verlag, Wuppertal) • **THOMAS ROTHSCHILD** (Universität Stuttgart) Einleitung und Gespräch • in Zusammenarbeit mit dem **TSCHECHISCHEN ZENTRUM WIEN**
- 11. 10.** Donnerstag, 19.00  
LQ  
*DAS SCHREIBEN IST DER EIGENE ORT – SCHREIBEN ZWISCHEN DEN KULTUREN* • in Zusammenarbeit mit der **Edition Exil**, Wien  
**JULYA RABINOWICH** (St. Petersburg – Wien) liest aus ihrem Roman **ABGEBISSEN** • **SOHN YOUNG** (Seoul – Wien) **LEIMKIND** Erzählung •  
**CHRISTA STIPPINGER** (Autorin, Verlegerin) Einleitung • (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007, **Buchdebüts**)
- 15. 10.** Montag, 19.00  
LQ  
**FRED WANDER** (Wien, 1917–2006) **LITERARISCHES PORTRAIT** in Verbindung zum **Preis der Stadt Wien 2006 für Literatur** – Übergabe der Urkunde an die Witwe des Schriftstellers **Susanne Wander** durch Dr. **Bernhard Denscher** (Leiter der Kulturabteilung der Stadt Wien) • **STEPHAN STEINER** (Historiker und Essayist, Wien) spricht über Wanders Hauptwerke **DER SIEBENTE BRUNNEN** und **HÔTEL BAALBEK** – mit Passagen dieser Bücher •  
Die Werke Fred Wanders erscheinen im Wallstein Verlag, Göttingen
- 16. 10.** Dienstag, 19.00  
LQ  
*GRUNDBÜCHER der österreichischen Literatur ab 1945* – gemeinsame Reihe mit dem Adalbert-Stifter-Institut, Linz  
**THOMAS BERNHARD: Frost** Roman (Insel Verlag, 1963) • **FERDINAND SCHMATZ** (Wien) kommentierte Lesung aus dem Roman •  
**MARTIN HUBER** (Thomas Bernhard Archiv, Gmunden) Referat • Diskussion; Redaktion und Moderation: **KLAUS KASTBERGER**  
(15.10., 19.30, Linz, Stifter-Haus) • mit freundlicher Zustimmung des Suhrkamp Verlags, Frankfurt
- 18. 10.** Donnerstag, 19.00  
LQ  
*PROSA FORMEN: Muster des Erzählens – ICH-SAGER-LEBEN* • (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)  
**MICHAEL STAUFFER** (Biel) liest\*\* aus **NORMAL. Vereinigung für Normales Glück** eine Art Roman (Urs Engeler Editor) •  
**HANNO MILLESI** (Wien) liest aus **WÄNDE AUS PAPIER** Kurzgeschichtenzyklus (Luftschacht Verlag, Wien) •  
**FRIEDRICH HAHN** (Wien) liest\*\* aus **EGAL** Roman (Verlag *Der Apfel*, Wien) • \*\* eingeleitet von **HELENE HOFMANN** •  
\* mit freundlicher Unterstützung durch die Stiftung Pro Helvetia, Zürich
- 19. 10.** Freitag, 19.00  
LQ  
**Neuerscheinungen** zur Generalversammlung der **Grazer Autorinnen Autoren Versammlung** lesen  
**ENGELBERT OBERNOSTERER** (Kärnten) *Misstraut den Floristen* (kitab) • **HERBERT W. FRANKE** (Bayern) *Flucht zum Mars* (dtv) • **ROSEMARIE THÜMINGER** (Tirol) *Mit offenen Augen*. Eine Annäherung an Adele Stürzl • **ANDREAS RENOLDNER** (Oberösterreich – Wien) *Rabenangst* (Edition Atelier) • **EVELYN HOLLOWAY** (Cornwall – Wien) *Skywalking; Letters from the Wilderness* (CDs) • **AXEL KARNER** (Wien – Kärnten – Burgenland) *Die Stacheln des Rosenkranzes. Lissabonner Gedichte* (Wieser Verlag); *Vom ersten Durchblick des Gewebes* (Bibliothek der Provinz) • **EUGENIE KAIN** (Oberösterreich) *Flüsterlieder* (O. Müller) •  
**ERICH KLINGER** (Oberösterreich) *Risse im Schnee* (edition linz) • **ULRICH GABRIEL** (Vorarlberg) liest aus der von ihm mitherausgegebenen Zeitschrift *miromente, zeitschrift für gut und böse* und macht ausklingend Musik • Redaktion und Moderation: **RUTH ASPÖCK** (Wien)
- 22. 10.** Montag, 19.00  
LQ  
*PROSA FORMEN: Muster des Erzählens – Erzählung nach dem Leben* • (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)  
**ERICH HACKL** (Wien) liest aus **ALS OB EIN ENGEL** (Diogenes Verlag)
- 24. 10.** Mittwoch, 19.00  
LQ  
*Stadtinstitut für Literarische Forschungen – Wiener Vorlesungen zur Literatur: Forschungsergebnisse des Symposiums vom Jänner 2005: ZUR METAPHER.*  
**DIE METAPHER IN PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT UND LITERATUR** – Buchpublikation im Wilhelm Fink Verlag, 2007 •  
**FRANZ JOSEF CZERNIN** (Dichter, Rettenegg) *Katachresen und andere Metaphern oder vom Bekannten ins Unbekannte*, Vortrag •  
**THOMAS EDER** (Literaturwissenschaftler, Wien) *Zur kognitiven Theorie der Metapher in der Literaturwissenschaft – eine kritische Bestandsaufnahme*, Vortrag •  
**MARIA ELISABETH REICHER** (Philosophin, Graz) Kommentar und Diskussion
- 30. 10.** Dienstag, 19.00  
LQ  
**RUDOLF HABRINGER** (Linz) *Alles wird gut*. Liebesgeschichten (Picus Verlag) • **WERNER SCHANDOR** (Graz) *Mein kleines, lumpiges Leben*. Roman (Edition Kürbis) •  
**EVA JANCAK** (Wien) *Wie süß schmeckt Schokolade? Ein Wiener Stadtroman* (Digitaldruck) • **IRENE WONDRAUSCH** (Wien) *Ein Haus eine Spur ein Roman* (Edition die Donau hinunter) • Reihe **Textvorstellungen** – Lesungen, Textdiskussion Motto: **On Air und antiquarisch** Redaktion und Moderation: **REINHARD WEGERTH**
- 31. 10.** Mittwoch, 19.00  
LQ  
**BIRGIT PÖLZL** (Graz) *seidenschrei*. Roman (Leykam) • **MARLEN SCHACHINGER** (Wien) *ICH, CARMEN*. Roman (Verlag Der Apfel) •  
**BARBARA MACEK** (Wien) *sehen & nicht sehen* (Czernin) • **GERDA SENGSTBRATL** (Klosterneuburg) *Jenseits der eigenen Hände*. Roman (Bibliothek der Provinz) •  
Reihe **Textvorstellungen** – Lesungen, Textdiskussion Motto: **Lyrische Prosa** Redaktion und Moderation: **FRIEDRICH HAHN**

PR • HELVETIA  
■ ▢

**Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, [www.alte-schmiede.at](http://www.alte-schmiede.at)**  
**Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede**

Impressum: Der Hammer – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 22/2007 | Redaktion: Walter Famlar, Kurt Neumann | Fotos: KollektivRetina, Sabine Scholl, Günther A. Höfler, Peter von Felbert | Koordination: Marianne Schwach | Alle: A-1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: [marianne.schwach@alte-schmiede.at](mailto:marianne.schwach@alte-schmiede.at) | Der Hammer 22 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 212, September 2007 | Grafische Gestaltung: fuhrer